

Fritz Meerwein organisiert wurden. Er konnte im Laufe der Jahre eine ganze Anzahl führender Psychoanalytiker zur Teilnahme gewinnen (so Werner Kemper, Gerhard Scheunert, H.-E. Richter, Michael Balint, Willi Hoffer, Raymond de Saussure, H. Riemann).

Mit dem Rücktritt von Manfred Bleuler im Jahre 1969 wurde die psychiatrische Klinik neu organisiert und in fünf Departemente aufgeteilt (Forschung/Klinik/Sozialpsychiatrie/Kinderpsychiatrie/Poliklinik, bzw. J. Angst/K. Ernst/A. Uchtenhagen/R. Corboz/H. Kind). Auch von heute aus gesehen ist es sehr bedauerlich, dass das Institut für ärztliche Psychotherapie mit seinem breiten Angebot an Ausbildungsmöglichkeiten nicht von der Universität übernommen wurde. Es musste dann bald aufgelöst werden: Die Psychoanalytiker kehrten in ihre angestammte Organisation zurück; die Anhänger der analytischen Psychologie hatten – trotz des Eingreifens des Altmeisters C.G. Jung selbst – im Umfeld der klinischen Psychiatrie nie recht Fuss gefasst; die Daseinsanalytiker (M. Boss, G. Condrau u.a.) gründeten ihr eigenes Institut. Bedauerlich ist diese Entwicklung insbesondere darum, weil damit der Ansatz – oder der Kern – einer einigermaßen gleichmässigen Ausbildung der angehenden Psychiater in Psychotherapie dahinfiel. Die spätere Errichtung eines Lehrstuhles für medizinische Psychologie (J. Willi, 1977) bot dafür ebensowenig einen vollgültigen Ersatz wie die Bestrebungen der Schweizerischen Gesellschaft für Psychiatrie, die zur Erteilung des Spezialarzttitels den Besuch von Seminarien und eine grössere Zahl von Supervisionsstunden verschrieb.

Die Generation der Psychiater, von der hier die Rede ist, die also in den späten vierziger, den fünfziger und den frühen sechziger Jahren ausgebildet wurde, hatte das Glück, dass die Psychoanalyse gerade damals auf einem neuen Gipfel ihres Einflusses angelangt war. Zudem dominierte die klassische Freudsche Richtung, so dass eine gewisse «*unité de doctrine*» entstand, die seither längst verlorengegangen ist. Zu einer gründlichen klinischen kam deshalb im Idealfall eine solide psychoanalytische Schulung. Inzwischen haben eine Fülle von Meinungen und Ansätzen das Bild verwischt, insbesondere da das Irrationale, Mystische sicherlich im Vormarsch ist. Damit sind natürlich nicht neue Erkenntnisse und Methoden gemeint, die Wesentlichen und Wichtiges in die Psychiatrie einbringen. Im übrigen waren die Innovationen in der Psychiatrie lange nicht so zahlreich und fundamental wie in den anderen Disziplinen der Medizin. Das liegt wohl daran, dass das Zentrum psychiatrischen Handelns immer noch das ärztliche Gespräch ist. Ein Gespräch ohne sicheren, und möglichst tiefen theoretischen Hintergrund, und ohne die Stütze einer sowohl gefestigten wie wandelbaren Persönlichkeit bleibt freilich irrelevant oder gar wirkungslos. Eine breite, solide Ausbildung ist deshalb nach wie vor zu fordern. Das heisst nun nicht, dass der Psychiater und Psychoanalytiker nichts mehr zu lernen gehabt hätten. In der Psychoanalyse war es das Finden eines eigenen Stiles, das Sammeln und Einbauen der vielfältigen Erfahrungen namentlich auch in den Übertragungsbeziehungen. Ein Psychoanalytiker hatte es auch leichter, die Anforderungen seitens der Sexologie zu berücksichtigen – der «Nur-Psychiater» war hier oft geradezu im Stande einer «schuldigen Unschuld» gelassen worden. Die Psychopharmaka erforderten eine Wiederaufnahme pharmakologischen Wissens. Schliesslich ging für viele von uns erst damals die Erkenntnis auf, welch grosse Bedeutung gerade die Religion für sehr viele Menschen hat – sowohl in der Genese der Neurosen wie in einem umfassenden existentiellen Sinne.

Zusammenfassung und Schluss

Die Rolle des Psychiaters fiel zunächst mit der Rolle des Arztes überhaupt zusammen. Hippokrates schuf nicht nur die ethische Grundlage des Berufes, er stellte die Medizin auch fest auf eine naturwissenschaftliche Basis. Psychische Erscheinungen wurden deshalb somatisch gedeutet. Erst mit der Entstehung einer eigenständigen Psychiatrie vor zweihundert Jahren konnte der Psychiater ein ihm eigenes Rollenverständnis entwickeln. Zunächst gab es nur die klinische Psychiatrie: Der Psychiater war also Anstaltsdirektor, empirischer Therapeut oder dann Neuropatholog, Hirnanatom oder Nosolog. Dies änderte sich mit dem Aufkommen der Psychodynamik vor 100 Jahren. Hypnose und Psychoanalyse erweiterten die Psychiatrie um die Neurosenlehre und gaben eine wirkliche Therapie ab. Der freipraktizierende Psychiater trat gleichberechtigt neben den Kliniker. Die Sensibilität für das Soziale nahm zu, das Irrationale wurde zurückgedrängt. Nun wies die Psychiatrie vier Aktionszentren auf, die schematisch als Körper, Seele, Gesellschaft, Magie bezeichnet werden können. Denkt man sich diese Entitäten als Quadrat, so kann der Standpunkt eines Psychiaters bestimmt werden. Idealerweise stände er gleich nahe an Soma und Psyche, mit freiem Blick auf das Soziale, im Bewusstsein des Irrationalen mit seinen Chancen und Gefahren. – Sieht man von der Geschichte her auf die letzten 40 Jahre, so hat sich das Somatische durch die Pharmakopsychiatrie gefestigt. Leider lässt sich dasselbe nicht auch von der Psychodynamik sagen, die Vielfalt der Meinungen mag hier ein Hindernis sein. Leider scheint auch das Irrational-Magische im Vormarsch zu sein. – Die Profession scheint überhaupt nicht zu gewinnen, jeder der über ein Basiswissen verfügt, kann bei uns Arzt und Psychiater werden, und es gibt den Aberglauben, jeder könne Psychiatrie betreiben, der mit dem Patienten sprechen könne. Nach der Persönlichkeit des angehenden Psychiaters wird kaum gefragt. Die Qualität psychiatrischer Arbeit ist zudem schwer beurteilbar, und die Unwissenheit ist selbst bei Gebildeten gross. Es gibt in diesem eher düsteren Gemälde aber auch helle Stellen, und vielleicht lässt auch in der Psychiatrie Hoffnung nicht zuschanden werden.

Prof. Dr. med. H.H. Walser, FMH Psychiatrie und Psychotherapie, Zeltweg 7, 8032 Zürich

Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie,
1989, 140, Heft 3, S. 219-227.

INDIVIDUALISIERUNG ALS SOZIALES PROBLEM

K. Lüscher

Die Veranstalter haben mir die Aufgabe gestellt, einen kurzen Beitrag zur Diagnose unserer Zeit aus soziologischer Sicht vorzutragen, der im Zusammenhang mit dem Tagungsthema «Die Rolle des Psychiaters heute» steht. Aus guten Gründen bietet sich dafür die Problematisierung von Individualität an. Das Thema wird im soziologischen Schrifttum seit einigen Jahren intensiv diskutiert. Der Bezug zur psychiatrischen und psychotherapeutischen Arbeit ist offensichtlich. Ihre Entwick-

lung während der letzten beiden Jahrzehnte mag sogar als Indikator dafür dienen, dass Fragen der Identitätsfindung weite Kreise der Bevölkerung bedrängen. Jedenfalls ist es der Diskussion wert, ob Psychiater und Psychotherapeuten zu einer vergleichbaren Diagnose neigen. Den Prämissen meiner Disziplin entsprechend hebe ich die gesellschaftlichen Bedingungen des Phänomens hervor. Da psychiatrische Arbeit, selbst wenn sie in der Einzelpraxis geschieht, stets eine gesellschaftliche Dimension aufweist, die Rolle des Psychiaters stets auch eine öffentliche ist, dürfte es nicht schwierig sein, in der Diskussion eine gedankliche Brücke zum Tagungsthema zu schlagen. Individualisierung als soziales Problem – diese Überschrift drückt somit im Kern aus: Was seit dem Beginn der Moderne als eine ihrer tragenden Ideen gilt, dass jeder Mensch sich als Individuum erfahren und als solches handeln kann, wird in zunehmendem Masse problematisiert.

Als ideales politisches Postulat meint Individualismus, dass der einzelne in der Lage sein soll, eine ihm gemässe dynamische Balance zwischen «Ich» und «Wir» herzustellen. Wir sprechen von der freien Entfaltung der Person, von einem personalen Individualismus. Dieser stellt ein übergreifendes Thema in der Moderne westlicher Gesellschaften dar. Ein wichtiger Ausdruck davon ist die Erklärung der Menschenrechte. Es handelt sich dabei um eine soziokulturelle Konstruktion, deren historische Durchschlagskraft als bekannt vorausgesetzt werden darf. Doch die Entwicklung verlief nicht ohne Schwierigkeiten, ohne Kritik und ohne Rückschläge. Je besser und je umfassender das Ideal des personalen Individualismus in der Praxis verwirklicht wurde, je mehr es alle Kreise der Bevölkerung, alle Schichten, alle Altersgruppen und beide Geschlechter erreichte, desto deutlicher entwickelte sich eine eigene Dynamik, die dazu führte, dass die Komponente des «Ich» immer stärker betont wurde, wozu wirtschaftliche, soziale und kulturelle Kräfte massgeblich beigetragen haben.

Weil wir uns hier dem Thema von verschiedenen Disziplinen annähern, scheint es mir trotz der knappen Zeit unerlässlich, kurz das soziologische Verständnis des Begriffes zu erläutern. Als üblicherweise anerkannte Prämissen, zum Beispiel unter Bezug auf G.H. Meads (1932, 1934) Theorie des Selbst, gelten,

- dass der Mensch fähig ist, Vorstellungen seiner selbst, seiner personalen Identität zu entwickeln, die ihm zur Orientierung seines Handelns und Denkens dienen; wesentlich sind dafür die Bedingungen und die Formen der Kommunikation.
- dass diese personale Identität einerseits auf der Zuschreibung sozialer Rollen beruht, die sich aus der Zugehörigkeit zu Geschlechts- und Altersgruppen, zu Verwandtschaft, Gemeinde, Glaubensgemeinschaft und Nation ergeben. In den Prozessen der Interaktion und der Kommunikation mit anderen und über Medien wird das Verständnis sozialer Rollen bekräftigt, modifiziert und differenziert. Persönliche Erfahrungen und Reflexionen führen somit andererseits dazu, dass sich der einzelne, durchaus im Bewusstsein seiner Zugehörigkeiten, aber über sie hinaus, als anders als seine Mitmenschen versteht. So entsteht die Vorstellung eines «Ich», das als nicht auf andere Instanzen (z.B. Gott) reduzierbare Legitimation des Handelns gilt.
- Personale Identität entwickelt sich somit in einem Spannungsfeld von Ich-Identität und Wir-Identität. Mit Blick auf den einzelnen wird dieser Prozess zumeist als Individuation, mit Blick auf historische Abläufe als Individualisierung bezeichnet.

Eine für unsere Zwecke wichtige hilfreiche Differenzierung stellt in diesem Zusammenhang das Konzept des radikalen bzw. ontologischen Individualismus dar, wie es Bellah et al. (1987) umschrieben haben. Ihrer Ansicht nach drückt sich darin der Glaube aus, «dass das Individuum eine erste Realität darstellt, während die Gesellschaft ein nachgeordnetes, abgeleitetes oder künstliches Konstrukt ist» (370). Bellah et al. unterscheiden zwei idealtypische Formen. Der «expressive Individualismus» beruht und verabsolutiert die Auffassung, jeder Mensch habe einen einzigartigen Kern individueller Gefühle und Intentionen, den es zu entfalten und auszudrücken gilt, wenn Individualität verwirklicht werden soll. Der «utilitaristische Individualismus» überhöht die Annahme, das menschliche Wesen sei eine individuelle Anstrengung, um «die Durchsetzung der Eigeninteressen in bezug auf vorgegebene Ziele zu maximieren», und die Gesellschaft gehe «auf einen Vertrag zurück, den die einzelnen zu dem alleinigen Zweck abschliessen, ihre Eigeninteressen zu fördern» (373).

In diesen Begriffen zeichnet sich ein verändertes, problematisierendes Verständnis von Individualität ab, auch im historischen Rückblick, das sich mit folgender These umschreiben lässt:

These 1: Im Prozess der Modernisierung wurde das Verständnis von Individualität zunehmend radikalisiert. Die Gründe liegen in der wachsenden gesellschaftlichen Differenzierung und der sich daraus ergebenden Pluralisierung der Lebensformen; das Wissen um die Vielfalt fördert diese zusätzlich.

Diese Entwicklung hängt eng zusammen mit wissenschaftlichen Erkenntnissen, ihrer Umsetzung in Technologien aller Art, mit einer marktwirtschaftlich geprägten Wirtschafts- und Sozialordnung sowie einem allumfassenden Informationsangebot. Politisch ist sie massgeblich von den grossen Emanzipationsbewegungen getragen worden, von denen die Frauenbewegung einen ganz besonderen Einfluss ausübte und noch ausübt, weil durch sie das in allen Lebensbereichen grundlegende Verhältnis der Geschlechter sowie die für die Persönlichkeit künftiger Generationen wichtige Sozialisation in der Familie nachhaltig beeinflusst werden.

In zahlreichen gesellschaftstheoretischen Analysen, von Karl Marx über Max Weber zu Emile Durkheim, Georg Simmel, Talcott Parsons und Theodor Adorno, um nur einige soziologische Klassiker zu nennen, wurden diese Zusammenhänge unter mannigfachen Gesichtspunkten analysiert. Mit guten Gründen wird dabei abgehandelt, dass es stets Lebensbereiche gegeben hat, die es dem einzelnen ermöglichen, sich dem Individualisierungsdruck zu entziehen. Zu nennen ist hier auf der Ebene der Institutionen die Familie, vorab in der idealtypischen Ausprägung der sogenannten bürgerlichen Familie. Diese beruhte u.a. auf der Vorstellung einer Komplementarität der Geschlechter, gemäss der sich die Frau den in Politik und Wirtschaft offensichtlichen Zwängen der Konkurrenz weitgehend entziehen können sollte und dadurch im Haus frei für solidarisches Handeln sei. Überhaupt sollte es einen Bereich des Privaten geben, der eine weitgehende Autonomie der Lebensführung ermöglicht. Das gilt auch für das Wissen. Über gewisse Dinge sollte nichts nach aussen dringen, der einzelne sich anderen nicht offenbaren müssen. Im Gegenzug sollte er nicht erfahren müssen, was er nicht erfahren will. Zu diesen Freiräumen gehörte nach bürgerlicher Auffassung auch die Rezeption der Kunst und der Musik; dabei entstand allerdings ein Spannungsfeld zum expressiven Individualismus, dem sich das avantgardistische Kunstverständnis verschrieb.

In vielen Diagnosen der gegenwärtigen Gesellschaft wird generell festgestellt, dass die Grenzen zwischen den öffentlichen und den privaten Sphären zusehends prekär und unklar werden, in der alltäglichen Praxis ebenso wie auf der Ebene der Institutionen. Dadurch werden einerseits die Tendenzen zur radikalen Individualisierung verstärkt, sowohl in ihrer utilitaristischen als auch in ihrer expressiven Variante; andererseits mehren sich die Erfahrungen und Einsichten in die Nachteile dieser Entwicklungen. Sie sind Auslöser sozialer Bewegungen, der Suche nach alternativen Lebensformen (nicht zuletzt im Bereich der Familie) und der Forderung nach weitreichenden gesellschaftlichen Reformen.

Dieser soziokulturelle Übergang wird in sozialwissenschaftlichen Zeitdiagnosen, angeregt von entsprechenden Vorschlägen in der geisteswissenschaftlichen Literatur, in jüngster Zeit nicht selten als Übergang zur Postmoderne bezeichnet. Der Begriff hat einiges für sich, weil er den Versuch einer Abgrenzung umschreibt, ohne dass das Neue bereits bestimmt wäre. Als charakteristische Züge für das gesellschaftliche Bewusstsein der Postmoderne können beispielsweise genannt werden:

- *Die Einsicht in die Beschränktheit natürlicher Ressourcen.*
Dadurch wird die Wechselseitigkeit des Verhältnisses von Mensch und Umwelt hervorgehoben, wie das derzeit in den Ökologie-Debatten besonders deutlich zu beobachten ist.
- *Die Skepsis gegenüber der Funktionalität.*
Sie beruht u.a. auf enttäuschenden Erfahrungen mit dem das funktionalistische Denken und die Moderne kennzeichnenden Optimismus, es sei möglich, umfassende, womöglich formalisierte Modelle für die Rationalität gesellschaftlichen Handelns zu formulieren und darauf aufbauend soziale Organisationen zugleich effizient, vernünftig und demokratisch freiheitlich zu gestalten. Diese Skepsis kann sich zu radikalen Zweifeln an der Gültigkeit des etablierten wissenschaftlichen Denkens steigern und fördert das Interesse an alternativen Paradigmen. Wenn ich richtig sehe, sind dazu in der Medizin und innerhalb der Psychiatrie insbesondere Diskussionen im Gang.
- *Die Infragestellung von Kontinuität.*
Die Denkbare einer Selbsterstörung der Menschheit beeinflusst auf mannigfache, oft unerwartete Weise die Zukunftsorientierung vieler Menschen, so – um ein besonders nachdenkliches Beispiel zu nennen – diejenige von Kindern und Jugendlichen in Ost und West angesichts der Gefahr eines Atomkrieges (Chivian et al., 1988). Hinzu kommen im Alltag Erfahrungen, welche zeigen, wie verletzlich angesichts der universalen wirtschaftlichen und politischen Vernetzung die privaten Lebensräume und ihre Abläufe sein können. Dies veranschaulicht der Begriff der «Risikogesellschaft» (Beck, 1986). Er besagt zugleich, dass die neuen Risiken (Umweltkatastrophen, Atomkrieg) alle Menschen in allen Altersgruppen treffen können, ungeachtet sozialer Privilegien.
- *Der Nachweis quasi totaler Interdependenz.*
Das System der Massenkommunikation, das einerseits einen weltweiten Horizont öffnet, andererseits in allen Bereichen präsent ist, betreibt eine quasi permanente Aufklärung darüber, wie im Grunde genommen alles mit allem zusammenhängt und dass diese Interdependenzen stets zu bedenken wären. Die Beispiele reichen von den Appellen zum Energiesparen im Haushalt über die gesunde, weltwirtschaftlich verantwortungsbewusste Ernährung bis zur praktischen Solidarität mit

der jeweils einheimischen Bevölkerung im Urlaub. Die Fülle der Informationen und Einsichten lässt sich im Alltag jedoch weder kommunikativ noch pragmatisch bewältigen. Die Folge davon ist, dass viele Handlungen als zufällig empfunden werden. Es entsteht so etwas wie eine «gesellschaftliche Aleatorik», eine durch die sozialen Strukturen bedingte «Zufälligkeit» (vgl. Lüscher, 1986). Soziale Räume erscheinen in einer schwer durchschaubaren Weise ineinander verschachtelt.

- *Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen.*

Bezogen auf die Inhalte und die Herkunft der Informationen, die im Alltag an uns herangetragen werden, oft sehr aufdringlich, leben wir gleichzeitig in vielen Zeiten. Eine gute Veranschaulichung ist die stete Gegenwart von Musik aus unterschiedlichen Epochen in unserem Alltag. Die zeitgenössische, eben die postmoderne Architektur zeichnet sich gerade durch ihre Zitierlust aus. Nimmt man im öffentlichen Diskurs das vielfältige Angebot von Zukunftsprognosen hinzu, scheint die Gegenwart auf paradoxe Weise überhöht und relativiert. Die Kontinuität des Handelns wird fragwürdig, ebenso der Nutzen mittel- und langfristiger Planung. Der einzelne erfährt dies z.B. in bezug auf seinen Lebenslauf. In der Öffentlichkeit stellen die allenthalben so beliebten Jubiläumsfeiern aller Art wahrscheinlich Versuche dar, doch wieder sich der Zeit zu vergewissern. Ob auf diese Weise der Brückenschlag zur Zukunft gelingt, wird allerdings oft genug bezweifelt. Im Grund genommen fällt es uns schwer, «für unsere Zukunft einen Entwurf zu machen», schreibt Thung in einer Abhandlung über «Modelle medizinischer Philosophie» in der Schweizer Ärztezeitung (1987: 806).

Unter den hier besonders interessierenden handlungstheoretischen Gesichtspunkten ergibt sich aus diesen Tendenzen ein Syndrom, das ich subjektive Multiperspektivität nennen möchte. Der Begriff soll ausdrücken, dass dem einzelnen eine Vielzahl von Orientierungen des Handelns denkbar und möglich scheint, wobei jede auf plausible Weise als Begründung dienen kann, dass also die meisten Aufgaben im Alltag unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden können und müssen. Diese Gesichtspunkte werden oft gebieterisch an den einzelnen herangetragen. Dabei haben die institutionelle Vorgaben zur Reduktion dieser Komplexität an Gestaltungskraft verloren. Ebenso büßen Brauch und Sitte angesichts der veränderten Verhältnisse schlicht an praktischer Überzeugungskraft ein. Ein Beispiel aus dem Alltag ist der Geltungsverlust der Ehe im Prozess der Familienbildung. – Koslowski (1987: 63) weiss, dass auf gesellschaftlicher Ebene auch die Technik keine Entscheidungshilfe in der Entscheidung zwischen Zwecken bietet, «weil ihr Wesen ja Verfügbarkeit zu allen beliebigen Zwecken des Menschen ist». Die stützenden Systeme der Familien- und Sozialpolitik sind komplizierter als die traditionellen Solidaritäten der Verwandtschaft und der Nachbarschaft. In anspruchsvollen Berufen, ich vermute, auch etwa in der psychotherapeutischen Praxis, schafft das Angebot zahlreicher, untereinander konkurrierender Modelle ebenfalls eine Art Multiperspektivität. Bloch (1987) spricht in diesem Zusammenhang von einer «chaotischen Situation».

Unter solchen Bedingungen erwächst dem einzelnen nicht nur die Chance, sondern ebenso die Pflicht, permanent eigene Wahlen zu treffen und sich gewissermaßen selbst zu verwirklichen. Das Bewusstsein einer anscheinend unausweichlichen Individualität und die Schwierigkeiten, sie zu realisieren, führen dazu, dass sie

als problematisch erfahren wird. Ich fasse diese Überlegungen in folgender These zusammen:

These 2: Kennzeichnend für die mit dem Begriff der «Postmoderne» umschriebene Zeit des gesellschaftlichen Übergangs ist das (individuelle und kollektive) Bewusstsein einer weltweiten, komplexen Interdependenz aller Bereiche und aller Ebenen des gesellschaftlichen Handelns. Dadurch erhöhen sich gleichzeitig die Möglichkeiten und die Anforderungen an individuelles Handeln und dementsprechend die Ansprüche an die Entwicklung und Entfaltung personaler Individualität. Unter diesen Umständen steigt die Wahrscheinlichkeit radikaler Verhaltensweisen, eingeschlossen des radikalen Individualismus.

Diese zweite These enthält den Vorschlag, das Konzept des radikalen Individualismus als ein Element zur sozialwissenschaftlichen Deutung sozialen Handelns in der Gegenwart zu verwenden; ich argumentiere also aus dem Blickwinkel einer interpretativen Soziologie. Dabei wären nun von diesem Punkt aus sorgfältig mehrere Schritte der Umsetzung zu gehen. Es wäre etwa zu zeigen, wie die sozialen Strukturen im Alltag mit dem Zeitbewusstsein zusammenhängen, das wiederum das Verständnis des Selbst beeinflusst.

Derartige Ableitungen können an dieser Stelle leider nicht systematisch vorgetragen werden, und ich beschränke mich darum darauf zu zeigen, wie das Konzept des radikalen Individualismus oder ihm verwandte Konzepte in der sozialwissenschaftlichen Literatur verwendet werden, um wichtige soziale Phänomene unserer Gegenwart zu interpretieren. Vereinfachend können wir dabei unterscheiden zwischen Analysen, die sich auf quantitative, und solchen, die sich auf qualitative Beschreibungen beziehen.

Eine seit jeher mit einem extremen Individualismus in Verbindung gebrachte, demographisch erfasste Verhaltensweise ist der Suizid. «Jeder Selbstmord ist eine ichhafte, egozentrische Handlung», schreibt etwas pointiert *Mergen* (1986: 64). Allerdings bestehen bekanntlich heikle methodologische Probleme, um den Verlauf der Suizidhäufigkeit in einem längeren Zeitraum zu erfassen. Immerhin ist für die Schweiz festzuhalten, dass für den hier besonders interessierenden Zeitraum der letzten zwanzig Jahre ein Anstieg der Suizide, bezogen auf die Standardbevölkerung, zu beobachten ist (vgl. z.B. *Jakob*, 1986), namentlich bei den jüngeren Altersgruppen, vorab den Schülern (*Fatke*, 1986: 207; *Masson*, 1986: 224, dieser unter Bezug auf *Michaud*, 1984). Für die Bundesrepublik Deutschland weist *Häfner* (1985) in einer minutiösen Analyse einen starken Anstieg der Häufigkeit von Suizidversuchen nach, den er allerdings in erster Linie auf den wachsenden Gebrauch von psychotropen Substanzen und weniger auf eine Häufigkeitszunahme echter Selbsttötungsabsichten zurückführt. Betroffen sind ebenfalls vor allem die Jugendlichen. Von hier aus lässt sich generell der Bezug zur Entwicklung des Drogenkonsums herstellen. Unter seinen vielen Gründen sind plausiblerweise Verhaltensweisen von Belang, die mit einem radikalen Individualismus einhergehen, so Vereinzelung und Beziehungslosigkeit, gebrochene Zukunftserwartungen, Rückzug auf den eigenen Körper als Experimentierfeld für individuelle Erfahrungen. Dieses Thema stellt sich übrigens auch in ganz anderem Zusammenhang bezüglich der esoterischen Therapien.

Wichtig für eine strukturelle Betrachtung sind die Überlegungen von *Preston* (1984) zur zunehmenden Zahl der Suizide von Kindern und Jugendlichen sowie zu weiteren Indikatoren einer Verschlechterung der Lebensbedingungen von Kindern und Jugendlichen im Verhältnis zu den älteren Menschen. *Preston* sieht darin – für die USA – eine Folge des ungleichen sozialpolitischen Engagements, das durchaus mit Tendenzen zu einem radikalen Individualismus insofern in Verbindung gebracht werden kann, als die Älteren ihre eigenen Interessen am subjektiven Wohlbefinden in den Prozessen der politischen Meinungsbildung und der Allokation der Ressourcen mit Nachdruck durchzusetzen vermögen, wodurch Ungleichheiten in der Infrastruktur entstehen.

Wesentlich akzentuierter noch lauten die Interpretationen auf Grund qualitativer Gesellschaftsanalysen. Die These des radikalen Individualismus vertritt mit einer etwas anderen Terminologie nachdrücklich *Lasch* (1980), der in der narzisstischen Persönlichkeit als Folge eines Zusammenbruches des Liberalismus nordamerikanischer Prägung das Endprodukt des neuen Individualismus überhaupt sieht. Eine europäische liberale Stimme beklagt indessen ebenfalls die «schleichende Aushöhlung des Gemeinsinns» und sieht darin eine Gefahr für die Demokratie (*NZZ*, 1988). Befürchtet wird im Grunde genommen eine extreme Vereinzelung und Interessenlosigkeit für öffentliche Belange im Sinne etwa einer «vollmobilen Single-Gesellschaft» (*Beck*, 1986). Eng damit verwandt ist der von *Sennett* (1986) diagnostizierte «Verlust der Öffentlichkeit». Immerhin sieht dieser Autor eine Chance in der vermehrt diskutierten Renaissance der Stadt als Lebensraum. *Bellah et al.* (1987) beobachten, dass die Gemeinschaftsbedürfnisse in den amerikanischen Mittelschichten in Lebensstil-Enklaven befriedigt werden, die sich um gemeinsame, oft esoterische Interessen bilden, die ihrerseits die Lebensführung des einzelnen dominieren und strukturieren. Demgegenüber betonen die Autoren die Notwendigkeit «sozialer Ökologien», worunter sie Netze «moralischer Verständigungen und Bindungen verstehen», die Nährboden einer neuen «civil religion» sein könnten.

Offensichtlich ist, dass selbst jene Autoren, die konstruktive Vorschläge machen, politisch ausdrücklich oder stillschweigend den etablierten Parteien und Eliten wenig Kraft zur Reform zutrauen. Vielmehr wenden sie ihre Aufmerksamkeit den neuen sozialen Bewegungen zu, dem Ökologismus, dem Feminismus und der Friedensbewegung – so analytisch zurückhaltend *Touraine* (1983) und spekulativ *Gerken* (1988). Dieser prognostiziert den Ausbau des Wohlfahrtsstaates. Dies scheint ein Punkt zu sein, an dem Querbezüge zur Rolle des Psychiaters besonders offensichtlich sind (vgl. *Conne*, 1987).

Ein weites Feld stellen die Interpretationen der Situation der Familie unter Bedingungen der Postmoderne dar (vgl. *Lüscher/Schultheis/Wehrspau*, 1988). Der offensichtliche Pluralismus des Verständnisses von Familie und der gegebenen Familienformen, gleichzeitig mit einer markanten Beschränkung der Kinderzahl, ebenso wie die für Frauen und Männer sich zusehends akzentuierenden Spannungen zwischen Familien- und Erwerbstätigkeit sind Sachverhalte, die mit guten Gründen mit den Tendenzen zur ausgeprägten Individualisierung in Zusammenhang gebracht werden. Ihre Gründe liegen – das lässt sich am Beispiel Familie besonders gut erkennen – ebenso in veränderten Lebensbedingungen wie in einem Wandel des Bewusstseins; gleichzeitig machen die in den Familien und durch sie zu erfüllenden

Aufgaben deutlich, dass solidarisches Handeln für die Entwicklung des einzelnen und der Gemeinschaft unverzichtbar ist.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die zunehmende Problematisierung von Individualität oder – wie es auch heisst – das Phänomen des «Individualisierungsdrucks» (Zapf, 1987) oder gar des «Individualisierungsschubs» (Beck, 1986) in vielen sozialwissenschaftlichen Zeitprognosen als ein herausragendes Kennzeichen unserer postmodernen Gegenwart gilt. Insgesamt überwiegen dabei die skeptischen Stimmen. Sie sehen, eher als eine ausgewogene gesellschaftliche Integration und Weiterentwicklung, Tendenzen zur verstärkten Polarisierung zwischen gesellschaftlichen Gruppen voraus, sogar – wie erwähnt – zwischen den Generationen. Die wachsenden Anforderungen an die Selbstfindung können Vereinzelung und gesellschaftliche Anomie begünstigen. Sie sind aber auch ein Nährboden der Anfälligkeit für religiösen Fundamentalismus und politischen Totalitarismus. Eine weitere Gefahr sehen Sozialwissenschaftler im Wiederaufleben des Sozialdarwinismus als Folge eines einseitigen, übertriebenen Leistungskultes. Diese Thesen werden allerdings nicht als positivistische Erklärungen des Wandels vorgetragen und haben dementsprechend nicht den Stellenwert wissenschaftlicher Prognosen. Vielmehr handelt es sich um Diagnosen, die für alternative Tendenzen und Entwicklungen offen sind und ein Nachdenken darüber provozieren sollen. Das Spektrum reicht von der Suche nach neuen Paradigmen der wissenschaftlichen Arbeit bis zur Förderung von Ansätzen solidarischen Handelns im Alltag der Familien, der Gemeinden und der Betriebe.

Diagnosen dieser Art legen nicht zuletzt den Erfahrungsaustausch zwischen den wissenschaftlichen Disziplinen nahe. In diesem Sinne steht hier meine soziologische Skizze über «Individualismus als soziales Problem» zur Diskussion. Inwiefern stimmt sie mit Erfahrungen und Diagnosen derjenigen überein, die in der psychiatrischen Arbeit stehen? Der gedankliche Brückenschlag zur Psychiatrie und zum Tagesthema kann möglicherweise durch folgende Fragen angeregt werden:

Gibt es Übereinstimmungen zwischen dem Gesellschaftsbild aus soziologischer und demjenigen aus psychiatrischer Sicht? Lassen sich in der psychiatrischen und in der psychotherapeutischen Praxis bei den Patienten vermehrt Tendenzen zu einem «radikalen Individualismus» erkennen, und gibt es dafür soziale Gründe? Ist «radikale Individualisierung» für den praktizierenden Psychiater selbst ein Thema, d.h. inwiefern beeinflussen die sozialen Kräfte, die Tendenzen der radikalen Individualisierung fördern, die psychiatrische Arbeit? Verstärkt die psychiatrische und psychotherapeutische Arbeit allenfalls Tendenzen dieser Art, wie einige Autoren behaupten, oder weckt sie Gegenkräfte: Welche Arbeitsbedingungen begünstigen das eine oder das andere? Inwiefern beeinflussen Psychiater in der Ausübung ihres Berufes überhaupt soziale Strukturen und Entwicklungen – können und sollen diese Möglichkeiten verstärkt werden? Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für die Ausbildung, den innerberuflichen Erfahrungsaustausch und die interdisziplinäre Zusammenarbeit – überhaupt für die Forschung über psychiatrische Probleme?

Für mich steht fest, dass die gesellschaftlichen Bedingungen unserer Gegenwart, die «neue gesellschaftliche Unübersichtlichkeit» (Habermas, 1985) neue Anstrengungen der gesellschaftlichen Verständigung erfordern, vielleicht sogar eine neue, eine «transversale Vernunft» (Welsch, 1987) und dementsprechend auch neuartige Initiativen, um in der wissenschaftlichen Arbeit die Einsichten verschiedener Diszi-

plinen sowie die Erfahrungen von Theorie und Praxis problembezogen zu nutzen. Angesprochen sind dabei letztlich die ethischen Implikationen unserer Arbeit. Im Hinblick auf unser Thema konvergieren sie in der Frage, inwiefern im Lichte soziologischer Analysen wie psychiatrischer Erfahrungen der «radikale» Individualismus theoretisch und praktisch als falsches Menschenbild kritisiert werden kann – ob es möglich ist, Bedingungen zu formulieren, die eine neue Balance zwischen «Ich und Wir» begünstigen und fördern.

Literatur

- Beck U., Risikogesellschaft: Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt, Suhrkamp, 1986. – Bellah R. et al., Gewohnheiten des Herzens. Individualismus und Gemeinsinn in der amerikanischen Gesellschaft. Köln, Bund, 1987. – Block R., Psychiatrie im Übergang oder Niedergang? In: Neue Zürcher Zeitung vom 16.9.1988. – Chivian E. et al., American and Soviet teenagers' concerns about nuclear war and the future. In: New England Journal of Medicine Vol. 319, 1988, 407–413. – Conne R., Gedanken zum Zeitgeist und zur heutigen Psychiatrie. In: Schweizerische Ärztezeitung/Bulletin des médecins suisses, 68. Jg., 1987, 848–856. – Fatke R., Schule und Suizid. In: Haesler W.T./Schuh J. (Hg.), Der Selbstmord/Le suicide. Grösch: Rüegger, 1986, 203–219. – Gerken G., Die Geburt der neuen Kultur: Vom Industrialismus zum Light Age. Düsseldorf, Econ, 1988. – Habermas J., Die Neue Unübersichtlichkeit. Frankfurt, Suhrkamp, 1985. – Häfner H., Sind psychische Krankheiten häufiger geworden? In: Nervenarzt, 56. Jg., 1985, 120–133. – Jakob O., Die Zuverlässigkeit der Todesursachenstatistik, insbesondere der Rubrik «Selbstmord», deren Veränderung in der Vergangenheit und die Auswirkungen auf die Praxis. In: Haesler W.T./Schuh J.: Der Selbstmord/Le suicide, Grösch, Rüegger, 1986. – Koslowski P., Die postmoderne Kultur. Gesellschaftlich-kulturelle Konsequenzen der technischen Entwicklung. Schriftenreihe des Bundeskanzleramtes, Bd. 2, München, Beck, 1987. – Lasch C., Das Zeitalter des Narzissmus. München, Steinhausen, 1980. – Lüscher K., Die Aktualität zeitgenössischer Musik. Überlegungen zu Witold Lutoslawskis Aleatorik. In: Neue Zürcher Zeitung vom 15./16.2.1986. – Lüscher K., Schultheis F., Wehrspaan M. (Hg.), Die «postmoderne» Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit. Konstanz, Universitätsverlag, 1988. – Masson O., Le suicide des enfants et des adolescents. In: Haesler W./Schuh J. (Hg.), Der Selbstmord/Le suicide. Grösch, Rüegger, 1986, 221–241. – Mead G.H., The philosophy of the present. La Salle, Ill.: Open Court, 1932. – Mead G.H., Mind, self and society. Chicago, University Press, 1934. – Mergen A., Selbstmord als soziokulturelles und individuelles Phänomen. In: Haesler W.T./Schuh J. (Hg.), Der Selbstmord/Le suicide. Grösch, Rüegger, 1986, 57–67. – NZZ, Schleichende Aushöhlung des Gemeinsinns? In: Neue Zürcher Zeitung vom 15.4.1988. – Preston S.H., Children and the elderly in the U.S. In: Scientific American, 251. Jg., 1984, 36–41. – Sennett R., Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der L'imität. Frankfurt, Fischer, 1986. – Thung P.J., Modelle medizinischer Philosophie. In: Schweizerische Ärztezeitung/Bulletin des médecins suisses, 68. Jg., 1987, 804–808. – Touraine A., Soziale Bewegungen. Spezialgebiet oder zentrales Problem soziologischer Analyse? In: Soziale Welt, 34. Jg., 1983, 143–152. – Welsch W., Unsere postmoderne Moderne. Weinheim, VCH, 1987. – Zapf W. et al., Individualisierung und Sicherheit. Untersuchungen zur Lebensqualität in der Bundesrepublik Deutschland. München, Beck, 1987.